

gung, kein Trumpf in der Hand innerweltlicher Konkurrenzen. Das Elend des Christentums wird groß geschrieben, verhöhnt, verlacht und aufs Forum gezerrt. Man verrechnet, vergleicht, verwirft sowohl hüben als drüben. Die Gewichte der Gutachten schwanken auf den Waagen der Meinungsmacher. Ein gerechtes Urteil wird von Tag zu Tag aussichtsloser. Sind die letzten Trümpfe schon gefallen, die Waffen auf beiden Seiten stumpf geworden?

Das Verhalten des Paulus scheint paradox, ja absurd zu sein und wenig weiter zu helfen. Und dennoch! Sein stärkstes Argument war seine Schwäche. Nicht aus sich selbst, nicht in bodenloser Narretei und Clownerie, sondern aus christlicher Hoffnung. Wir wissen nicht, wie weit er seine Gegner schließlich überzeugen konnte. Das ist auch nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß wir selbst überzeugt sind und den Teufelskreis der Vergleiche des Sichtbaren durchbrechen hinein in die Paradoxie einer wahrhaft christlichen Hoffnung. „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ Dieser Stachel im Fleisch wird jedenfalls bleiben, auch wenn wir es nicht übers Herz bringen, uns unserer Schwachheiten zu rühmen.

Die Sorge, vergebens zu laufen

Bardo Weiß, Mainz

Bei vielen, die heute in der kirchlichen Verkündigung stehen, macht sich das Gefühl der Frustration breit. Sie fühlen sich in einer Zeit, in der fast nur die äußere Leistung zählt, auf verlorenem Posten, weil man in der Kirche scheinbar immer weniger handgreifliche Erfolge aufweisen kann. Über dieses weitverbreitete Gefühl der Frustration im kirchlichen Verkündigungsamt wurde in letzter Zeit viel geschrieben. Manche Hilfe zu seiner Bewältigung aus dem Glauben wurde aufgezeigt. Dabei ging man aber im allgemeinen weniger auf die Angst ein, selbst zu den mangelnden Erfolgen durch das, was und wie man verkündigt, beigetragen zu haben. Diese Angst nimmt neuerdings zu. Wer heute konkret seinen Glauben bezeugt, muß Stellung beziehen in dem breiten Feld möglicher Glaubensverständnisse unserer Zeit. Er tut es aber nie allein für sich, sondern auch für die, denen er den Glauben verkündigt. Bei dieser Entscheidung schleicht sich

das Gefühl der Unsicherheit bei fortschrittlichen und konservativen Verkündigern ein: Betone ich zu wenig die horizontale oder vertikale Linie des Glaubens? Entmythologisiere ich zu viel oder zu wenig? Biete ich meiner Gemeinde ausschließlich die überlieferten oder noch im Stadium des Experiments sich befindlichen Formen der Buße an? Man könnte entgegen, von dieser Unsicherheit spüre man bei den meisten, die ihre Meinung heute in der kirchlichen Verkündigung vortragen, wenig. Sie geben sich selbstsicher. Natürlich gibt es manche, die von diesen Sorgen nicht gequält werden und ein unerschütterliches Berufungsbewußtsein haben. Oft scheint aber die zur Schau getragene Selbstsicherheit nur die Mauer zu sein, hinter der sich innere Unsicherheit verbirgt. Fortschrittliche und Konservative mögen für sich von ihrem eigenen Standpunkt überzeugt sein. Darüber hinaus mögen sie sich zur kirchlichen Verkündigung gesandt wissen. Aber, so fragen sich heute viele, reicht mein gutes Gewissen bei der Verkündigung aus? Reiße ich nicht trotz eben dieses subjektiv guten Gewissens objektiv in der Kirche mehr ab, als ich aufbaue? Gefährdet meine Art zu verkündigen nicht die Einheit der Kirche? Wenn dies der Fall wäre, welchen Sinn hätte dann meine Arbeit noch? Die Sorge, vergebens zu arbeiten, vergebens zu laufen, greift in der Kirche um sich.

Was ist zu tun? Viele werden sagen: Man muß sich besser informieren. Natürlich kann man das Amt eines Verkündigers heute nur verantwortlich verstehen, wenn man trotz aller Zeitnot sich theologisch weiterbildet. So eindeutig ist jedoch die heutige Theologie keineswegs, daß sie nur die eigene Position stärken könnte. Wer sich in der modernen theologischen Literatur auskennt, weiß, daß vieles, was sich dort sehr selbstsicher gibt, letztlich doch nur Hypothese oder Diskussionsbeitrag sein will. Aber auch dann, wenn einer durch die Beschäftigung mit der zeitgenössischen Theologie in seiner Meinung bestärkt würde, wird ihm dies nicht die Angst nehmen, vergebens zu laufen. Andere werden sagen: Man einige sich auf eine mittlere, „zeitlose“ Linie in der Verkündigung; über alle strittigen Themen schweige man. Doch das ist keine Lösung. Einmal gibt es nie eine „zeitlose“ Verkündigung. Zum andern: Was ist in der heutigen Verkündigung nicht strittig? Wenn man nur über ganz Sicheres reden wollte, wird man bald schweigen müssen. Und darüber hinaus: Wer sagt mir denn, daß die mittlere Linie heute nicht gerade die falsche ist, und daß ich, falls ich sie einhalte, trotz guten Gewissens vergeblich gelaufen bin?

Müssen wir also resignieren? Oder ist die Unsicherheit des heutigen Verkündigers nur ein Teil der Unsicherheit, die dem Glauben wesentlich ist? Im Glauben als der vorbehaltlosen Hingabe an den Vater unseres Herrn Jesus Christus darf es ja kein Absichern geben. Zeugt darum die

Angst, vergebens zu laufen, nur von einem falschen Streben nach Sicherheit, das uns im Glauben versagt ist? Muß man also diese Angst einfach tragen, weil sie zum Auftrag der Verkündigung hinzugehört? Ganz so einfach ist die Sache, glaube ich, nicht. So sehr es wahr ist, daß ein letztes Risiko beim Verkünden nicht auszuschalten ist, muß man doch vor einer Mystifizierung der Unsicherheit warnen. Denn die Schrift zeigt, wie sogar Paulus sich bemüht, seine Sorge, vergebens zu laufen, loszuwerden.

1. Im Galaterbrief schreibt Paulus: „Darauf, nach vierzehn Jahren, ging ich von neuem nach Jerusalem hinauf mit Barnabas und nahm auch den Titus mit. Ich ging aber kraft einer Offenbarung hinauf. Und ich legte ihnen das Evangelium, das ich unter den Heiden verkündige, zur Beurteilung vor, besonders aber den Angesehenen, in der Sorge, sonst vergebens zu laufen oder gelaufen zu sein“¹.

Hier spricht Paulus ausdrücklich von der Sorge, vergebens zu laufen; so ist nämlich der letzte Teil des zweiten Verses zu übersetzen², und nicht etwa in der Form einer rhetorischen Frage, auf die Paulus im vorhinein schon die Antwort gewußt hätte³. Da unter den Exegeten kein Einverständnis darüber besteht, worin genau der Grund der Sorge des Apostels lag, müssen wir etwas weiter ausholen. Die Meinung Tertullians⁴, Paulus sei sich seiner Berufung als Apostel mit der Zeit unsicher geworden und lasse sich von Jerusalem neu aussenden, ist abzulehnen. Zu deutlich sagt er kurz vorher (1, 1), seine Berufung und damit auch seine Sicherheit über sie stamme nicht von Menschen, sondern von Gott und Jesus Christus. Der Grundtenor des Galaterbriefes liegt ja im Aufweis, daß seine Berufung im Damaskuserlebnis höher steht als jede Aussendung durch einen Menschen (1, 15 f.). Berufung zur Verkündigung ohne Wissen von dem, was man verkündigen soll, ist nicht denkbar. Zur göttlichen Berufung gehört auch die Vermittlung eines inhaltlich umschriebenen göttlichen, nicht menschlichen Evangeliums (1, 11 f.). Paulus war sich demnach des Kernes seiner Botschaft von Christus sicher und brauchte darin keine Be-

¹ Gal 2, 1-2; Übersetzung nach H. Schlier, *Der Brief an die Galater* (Göttingen 1962¹²), S. 64.

² Schlier a. a. O. 67 f. Diese Übersetzung des μήπως vertreten nach Schlier: Lightfoot, Burton, Lietzmann, Bl.-Debr. § 370, 2. Dazu sei genannt: G. Schneider, *Der Brief an die Galater*, Geistliche Schriftlesung 9, Düsseldorf 1964, S. 44.

³ Die Ansicht, μήπως leite eine Frage ein, vertreten nach Schlier: Wörner, Besler, Schäfer, Oepke. Dazu wäre zu erwähnen: J. Bligh, *Galatians, A. Discussion of St. Paul's Epistle*, London 1969, S. 154; M.-J., Lagrange, *Saint Paul. Épître aux Galates*, Paris 1950², S. 27.

⁴ Zitiert bei Lagrange a. a. O. S. 26.

stätigung. Diese Sicherheit des Apostels heben auch die meisten Exegeten hervor⁵.

Heißt das nun: „Nicht eigene Sorgen, ob sein Lauf . . . etwa umsonst sei oder gewesen sei, sucht Paulus in Jerusalem loszuwerden, sondern die Bedenken anderer wollte er zerstreuen“?⁶ War sein Gang nach Jerusalem nur kirchenpolitisch begründet? Will er nur den Zusammenhang mit den Vorstehern der Jerusalemer Gemeinde dadurch wahren, daß er diese zu seiner Ansicht bekehrt?⁷ Kam es ihm nur „darauf an, daß die Urapostel . . . sich in aller Form und Öffentlichkeit zu ihm und seinem Evangelium bekannten“?⁸ Solche Interpretationen scheinen mir den Wortlaut des Textes nicht ernst genug zu nehmen. Jemandem etwas zur Begutachtung vorlegen⁹, heißt doch nicht, ihn bekehren wollen. Wenn Paulus sein Evangelium zur Entscheidung in Jerusalem vorlegt, dann kann er doch nicht so sicher in allen Punkten gewesen sein, daß er nicht auch um der Einheit willen bereit gewesen wäre, irgendwo nachzugeben. „Man darf sich die Wege des Apostels auch in bezug auf sein Selbstverständnis nicht ohne innere Anfechtungen vorstellen“¹⁰. Gewiß, Paulus war sich seiner Berufung und des Kerns seines Evangeliums ganz sicher. Aber, wie weit durfte er – um dieses Problem geht es ja im Galaterbrief – den Heiden entgegengehen? Mußte er nicht in bestimmten Situationen doch für sie die Beschneidung fordern? Wenn Apg 16, 3 historisch fundiert ist, dann geht Paulus in dieser Frage keineswegs so gradlinig vor, wie der Galaterbrief vermuten läßt. Er mag sich seiner Sache auch in diesem Punkt persönlich sehr sicher gewesen sein. Aber „die Arbeit des Apostels darf sich nicht nur am eigenen guten Gewissen ausrichten“¹¹. Er mußte mit dafür Sorge tragen, daß die Einheit der Kirche nicht zerbrach. Würde er sonst nicht in Gefahr sein, vergebens zu laufen, indem er mit seinem Vorgehen dem Aufbau der Kirche schweren Schaden zufügte? Wie ihn die Sorge um das rechte Evangelium bewegt, zeigt ein Satz aus dem Brief an die Gemeinde in Philippi, in dem das gleiche Wort von der Vergeblichkeit seines Apostolats vorkommt: „Haltet fest am Wort des Lebens, mir zum Ruhm am Tag

⁵ So Bligh a. a. O. S. 154; P. Bonnard, *L'Épître de Saint Paul aux Galates*, Neuchâtel-Paris 1953, S. 38 f., O. Kuss, *Die Briefe an die Römer, Korinther und Galater*; Regensburger NT 6, Regensburg 1940, S. 258 f. Lagrange a. a. O. S. 26; Schneider a. a. O. S. 45.

⁶ A. Oepke, *Der Brief an die Galater*, Theologischer Handkommentar zum NT 9, Berlin 1960², S. 45.

⁷ So W. Beyer – P. Althaus in: Nt. Deutsch 3, Göttingen 1968, S. 15.

⁸ Kuss a. a. O. S. 259.

⁹ So die Bedeutung von ἀνατίθεσθαι τιτι vgl. Schlier a. a. O. S. 66.

¹⁰ Schlier a. a. O. S. 69, Anm. 1.

¹¹ Schneider a. a. O. S. 34.

Christi, damit ich nicht vergebens gelaufen bin und vergebens mich gemüht habe“ (2, 16).

Wir spüren, wie verwandt die Sorge Pauli mit unserer ist. Seine Aussage darüber ist höchst aktuell. Was tut nun Paulus in dieser Not? Er drückt nicht tapfer vor ihr die Augen zu und rechnet sie zum Risiko, das er nun einmal im Glauben zu tragen habe. Er unternimmt vielmehr etwas ganz Konkretes. Er geht nach Jerusalem, und zwar aufgrund einer göttlichen Offenbarung. Wie Gott seinen Willen in dieser Offenbarung konkret kundgab, ist zweitrangig¹². Wichtiger erscheint, daß Gott nicht direkt die Lösung der Frage gibt. Auch nach der Offenbarung hat Paulus noch die gleichen Sorgen. Nicht direkt von Gott, sondern von der Kirche zu Jerusalem und deren Amtsträgern sollen sie ihm abgenommen werden. Paulus bekennt, daß er nach Gottes Willen sein Evangelium dem Schiedsspruch der Jerusalemer Gemeinde, beziehungsweise derer, die dort Ansehen genießen, unterworfen hat. Die Frage, wer diese Angesehenen waren, ist nebensächlich, und auch Paulus will sie so verstanden wissen (2, 9). Es waren wohl die, die ein besonderes Amt in Jerusalem inne hatten¹³. Zu ihnen gehörten bestimmt Jakobus, Kephas und Johannes (2, 9). Diese fanden ihrerseits an dem Evangelium des Paulus nichts auszusetzen und machten ihm außer der Kollekte für die Jerusalemer Kirche keine weiteren Auflagen. Weil Paulus von vornherein sich diesem Schiedsspruch unterworfen hatte, brauchte er sich jetzt keine Sorge mehr zu machen, vergebens zu laufen.

2. Man darf nun gewiß nicht in einem falschen Biblizismus das Amt des Paulus und seine Sorge mit unserem Verkündigungsamt und dessen Sorge gleichsetzen. Dennoch ist hier eine Richtung aufgezeigt, wie wir mit der oben beschriebenen Sorge fertig werden können. Zunächst sollten wir diese, soweit vorhanden, auch ruhig eingestehen und konkrete Wege zu ihrer Behebung suchen. Wie Paulus brauchen wir sie nicht allzu schnell als unvermeidliches Risiko jedes Verkündigers abzutun.

Paulus suchte die Sicherheit, die über sein persönlich gutes Gewissen hinausging, in der Kirche, in ihrem Amt. Zu welchem Amt könnten wir mit unserer Sorge gehen? Etwa zum bischöflichen? Welcher „Verkündiger“, ob Priester oder Laientheologe oder wer immer die Botschaft des Evangeliums weiterzugeben hat, geht zu seinem Bischof, um ihm „sein

¹² Über die verschiedenen Möglichkeiten einer Offenbarung bei Paulus vgl. Schlier a. a. O. S. 65 f.

¹³ Ob hier ein weiterer Kreis gemeint ist als in Gal 2, 6, bleibt fraglich; vgl. Schlier a. a. O. S. 67; dagegen Oepke a. a. O. S. 45.

Evangelium vorzulegen“? Dies wäre ja kaum mit einem kurzen Besuch abgetan. Wenn wir aber meinen, daß hier nur ungenügend ein wichtiger Dienst an den „Verkündigern“ erfüllt wird, so liegt dies nicht allein am Zeitmangel der Bischöfe. Zu wenig ist man auf beiden Seiten auf diese Aufgabe vorbereitet. Bei Priestern etwa herrscht noch allgemein die Haltung: „Geh nicht zum Fürst, eh du nicht gerufen wirst!“ Umgekehrt meinen die meisten Bischöfe noch, daß jeder Besucher etwas von ihnen haben oder erreichen wolle. Die Feststellung, daß man diese Aufgabe noch zu wenig in Angriff genommen hat, ist kein Vorwurf. In Zeiten, in denen alles in der Kirche gesichert erschien, gab es die oben beschriebenen Sorgen kaum, und ein Bischof brauchte sich deswegen auch nicht um sie zu kümmern. Kein Vorwurf sei erhoben, sondern nur eine Bitte für die Zukunft gestellt: Schafft Möglichkeiten mit der Sorge, vergebens zu laufen, zu euch zu kommen.

Um nicht mißverstanden zu werden, sei hinzugefügt: Wir meinen nicht, die Bischöfe sollten sich häufiger autoritativ in die theologische Diskussion einschalten oder es solle gar eine bischöfliche Inquisition errichtet werden. Dem Denunziantentum oder einer bischöflichen Geheimpolizei wird hier nicht das Wort geredet. Man vergleiche nur, wie scharf sich Paulus gegen Denunzianten (2, 4) und die Abgesandten des Jakobus (2, 12) wendet. Er wird ja auch nicht nach Jerusalem zitiert, sondern kommt freiwillig. Weiter hat unsere Bitte nicht die Folge, daß man sich mit dem persönlichen Glaubensverständnis und der Seelsorgsmethode seines Bischofs identifizieren müsse. Auch hier sei nur an die Auseinandersetzung des Paulus in Antiochien mit Petrus erinnert, dem er doch vorher sein Evangelium vorgelegt hatte. Gemeint ist nur die Möglichkeit, seinen Bischof in aller Ruhe das, was und wie man verkündet, vorlegen zu dürfen¹⁴.

Können die Bischöfe oder gar der Papst allein solchen Dienst erfüllen? Fragen wir, wie es bei Paulus war. Ging er deswegen nach Jerusalem, weil er dem Jakobus, Kephas und Johannes ein grundsätzlich höheres Amt als das eigene zuerkannte? Wohl kaum! Der gesamte Anfang des Galaterbriefes sucht ja zu beweisen, daß Paulus in nichts den anderen Aposteln nachsteht. In 1 Kor 15, 1–11 ordnet er sich selbst in die Reihe der anderen Apostel, wenn auch als deren geringstes Glied, ein. Mag er dem Kephas und Johannes als Mitgliedern des Zwölferkreises einen besonderen Rang einräumen, so doch kaum dem Jakobus. Denn dieser, den er in unserem Brief (2, 9) ausgerechnet an erster Stelle nennt, gehört nicht zu den Zwölf

¹⁴ Um den Mut zum ersten Schritt zu geben, wäre eine Institutionalisierung in Form von Sprechstunden nicht ganz abwegig.

und hat seine einzige Berufung genau wie Paulus erst durch den Auf-
erstandenen erfahren¹⁵. Jenen, denen er sich im Amt nicht untergeordnet
fühlt, legt er dennoch sein Evangelium vor.

Das berechtigt auch uns, zu glauben, daß alle, die im Amt der Verkün-
digung stehen, gegenseitig diesen Dienst ausüben können. In einer Zeit,
in der Verkündigungsinhalt und Seelsorgsmethode keineswegs normiert
und sicher sind, dürfen Klerikerkonveniens und Zusammenkünfte von
Laientheologen nicht nur der Unterhaltung und Information dienen, so
sehr auch diese notwendig sind. Auf ihnen müßte vielmehr eine solche
Atmosphäre herrschen, daß jeder dort „sein Evangelium vorlegen könnte
in Sorge, vergebens zu laufen“. Von hierher erhalten auch Freundschaften
im gleichen Amt ihren theologischen Sinn. Dieser besteht nicht schon dar-
in, daß jeder jemanden braucht, bei dem er seinen Ärger loswerden kann.
Einen solchen Dienst kann auch ein Psychotherapeut erfüllen. Der Freund
im gleichen Amt müßte vielmehr in Ruhe Verkündigungsinhalt und
Seelsorgsmethoden seines Partners anhören und darüber ein Urteil fällen
können. Dabei muß man sich natürlich vor dem Selbstbetrug hüten, nur die
zu diesem Dienst auszuwählen, von denen man weiß, daß sie auf der glei-
chen Linie wie man selbst liegen. Wenn dies Paulus getan hätte, wäre er
bestimmt nicht ausgerechnet nach Jerusalem und zu Jakobus gegangen.

Woher aber soll der, dem man „sein Evangelium vorlegt“, wissen, ob
einer nicht vergeblich läuft? Gibt es Maßstäbe dafür? Sie werden zunächst
in dem eigenen Glaubensverständnis und den eigenen Seelsorgsmetho-
den zu suchen sein. Aber wenn man selbst darin nicht sicher ist, wie soll
man dem anderen dann die Sorgen nehmen können? Wie taten es die
Angesehenen in Jerusalem? Sie sahen, daß dem Paulus das Evangelium
für die Unbeschnittenen anvertraut war, und anerkannten die ihm ver-
liehene Gnade (2, 7–9). Woran stellten sie dies fest? Doch wohl nur an
dem, was sie von Paulus über seine Missionstätigkeit hörten. Die Tatsache,
daß so viele Heiden sich auf die Predigt des Paulus hin zu Christus bekehr-
ten, ließ sie erkennen, daß durch Paulus Gott am Werk war. Die Apostel-
geschichte mag hier historisch exakt berichten, wenn sie als entschei-
den Moment für den Erfolg Pauli in Jerusalem den Satz schreibt: „Und
die ganze Versammlung hörte zu, wie Barnabas und Paulus erzählten,
was alles für Zeichen und Wunder durch sie Gott bei den Heiden getan“
(15, 12). Der wachsende Glaube unter den Heiden galt als Maßstab, nach
dem das Evangelium Pauli beurteilt wurde. Der wachsende Glaube wird
demnach auch heute einer der Maßstäbe sein, um zu beurteilen, ob jemand

¹⁵ Vgl. Schlier a. a. O. S. 78 f.

am Aufbau der Kirche beteiligt ist. Nicht umsonst heißt es in der Dogmatischen Konstitution *Lumen gentium* des Zweiten Vatikanischen Konzils: „Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben (vgl. 1 Joh 2, 20 u. 27), kann im Glauben nicht irren“¹⁶. Wenn auch dieser Glaubenssinn, der nicht irren kann, sich nur in Übereinstimmung vom Bischof bis zum letzten Laien kundtut, wird man doch am Glaubenssinn einer einzelnen Gemeinde messen dürfen, ob ihr Verkündiger vergebens läuft. Er kann nicht schief liegen, wenn der Glaube seiner Gemeinde an Christus und das in ihm geschenkte Heil wächst. Nur darf man das Wachsen des Glaubens nicht ausschließlich quantitativ, das heißt an der größeren Beteiligung am Gottesdienst und Sakramentenempfang messen. Es kann sich auch im stärkeren sozialen Engagement oder im Suchen nach vertieften Formen der Frömmigkeit äußern. – Da man also den Glauben nicht allein an Statistiken ablesen kann, hängt die Berechtigung einer Verkündigungsmethode nicht allein am äußeren Erfolg. Nirgendwo täuscht man sich so leicht wie im Glauben derer, denen man das Evangelium zu verkünden hat. Deswegen bedarf man des Urteils eines Mitbruders im Amt.

Kehren wir noch einmal zum Risiko des Verkünders zurück! Habe ich, wenn ich „den Angesehenen mein Evangelium vorgelegt habe“, die Sicherheit, nicht vergebens zu laufen? Da ich nur im Glauben weiß, daß es Angesehene, Amtsträger in der Kirche gibt und ich deswegen ihr Urteil nur im Glauben annehmen kann, hat dieses soviel Sicherheit und Unsicherheit wie mein Glaube. Da ferner der einzelne Amtsträger nicht unfehlbar in seinem Urteil ist, bleibt auch von dieser Seite ein Stück Risiko. Wenn es also doch keine letzte Sicherheit gibt, muß ich dann nicht wieder alles Risiko allein tragen? Nein! Paulus zeigt uns, daß und wie der andere, der Amtsträger, ein Stück dieser Last abnehmen kann.

¹⁶ Art. 12; vgl. auch den sehr vorsichtigen Kommentar von A. Grillmeier zu der Stelle in: LThK, Das II. Vat. Konzil I. 189.